

Keine Expedition ins Bierreich

***Liebe Leidensgenossin Jule,
lieber Martermeister Mario,
werte Leser:innen,***

wird es denn noch was? Die Nerven liegen blank. Freundschaften zerbrachen beinahe. Etliche Lebenswässer mussten mit etlichen Menschen an etlichen Eschersheimer Wasserhäuschen getrunken werden, um die Wogen wieder zu glätten. Und der Genosse Mario verbot mir gar, dass unser Arbeitstitel *Eine Expedition ins Bierreich* heißen durfte.

Ich resümiere einleitend, dass unser Projekt bisher eine Schneise der Verwüstung schlug.

Ich glaube, Elvis Costello sagte einst, dass es Quatsch sei, über Musik zu schreiben, denn das sei genauso sinnfrei, wie zu Architektur zu tanzen. Eventuell verhält es sich mit

unserem Vorhaben genauso. Vielleicht ist der Plan, über Wasserhäuschen zu schreiben, die behämmertste Kräuterschnapsidee aller Zeiten, die so wirkt, als wolle man ein schlaues Buch austrinken.

Soll ich die Flinte lieber gleich in den Doppelkorn werfen?

Und nun, so trug man mir auf, solle ich den potenziellen Leser:innen zu Anfang erklären, was es mit diesem Text auf sich haben wird. Obwohl unklar ist, ob wir in ferner Zukunft ein einziges Wasserhäuschen heimgesucht haben werden. Nun gut. Drei befreundete Menschen wollten ein Buch über einen ihrer Lieblingssorte, das Frankfurter Wasserhäuschen, schreiben. Am Anfang stand die Idee eines Trinkhallen-Wanderführers: Ganz gewöhnlich sollte er sein, mit ein paar Wanderkarten, einer Übersicht über unsere Lieblingstrinkhallen, Fotos. Wir stellten ziemlich schnell fest, dass wir aus mehreren Gründen über diese Form des Wanderführers hinausgehen wollen. Zum einen, weil wir die meisten Reiseführer zwar informativ, aber nicht unterhaltsam genug finden. Zum Zweiten jedoch hatten wir von Anfang an nicht nur vor, Leser:innen zum Wasserhäuschen-Flanieren zu motivieren, sondern wollten uns in unserem Buch mit den grundsätzlichen Fragen des Büdchen-Kosmos auseinandersetzen: Wen trifft man dort? Weshalb hat das Wasserhäuschen seit dem 19. Jahrhundert überlebt, oder hat es sich überlebt? Wie geht es der alten Tante Trinkhalle denn so in den Zwanzigern des 21. Jahrhunderts? In welche Stadtviertel hat man sie einst hineingesetzt und gegen welche Zustände widersetzt sie sich heute? Welche Frankfurter Geschichten erzählen die Trinkhallen, und welche Geschichte wollen wir von ihnen erzählen?

Wir entschieden uns folglich, über die klassische Form des Reiseführers hinauszugehen. Jule, Mario und ich wollen hierfür in vier Touren Wasserhäuschen besuchen und uns

im Nachgang im Briefverkehr über Erlebtes austauschen. Lustwandelnd wollten wir, in den Rollen von Forscher:innen und Reiseautor:innen zugleich, von Wasserhäuschen zu Wasserhäuschen flanieren und im nachträglichen Briefwechsel mehr darüber herausschälen, was es mit Trinkhallen auf sich hat, was sie über Frankfurt und seine Leut', die kapitalistisch zugerichtete Welt und uns selbst verraten. Die Leser:innen sollten an diesem dialogischen Erkenntnisprozess in Briefform teilnehmen können und durch unsere offensiv ausgetragenen Meinungsverschiedenheiten – manche würden es Streitlust nennen – vielleicht sogar unterhalten werden.

Es wird von uns dreien vermutet, dass etwas Wahres über Trinkhallen – vor allem im peripheren Frankfurt – zu erfahren ist. Innerstädtische Gegenden sollen bewusst ausgespart werden, weil man dort besonders viele geschändete Wasserhäuschen vermutet, die zu alkoholfreien Kaffee-klatschkitschen mit infantilen Namen umgewidmet wurden. Diese Büdchen haben deswegen vielleicht einen Platz im Lonely Planet bekommen, aber keinen in unseren Herzen. Um möglichst vielfältige Eindrücke zu sammeln, wollen wir vier Touren unternehmen: jeweils zu einer Jahreszeit, und jeweils in einer Himmelsrichtung, angefangen mit einer herbstlichen Tour im Frankfurter Norden.

Wollen ist das eine, doch Machen ist das andere. Es ist ein Grauen!

Im Moment weiß ich noch nicht, was unser Schundbuch am Ende wirklich sein wird: ein bierseeliger Wanderführer, ein Manifest gegen die kapitalistische Gesamtscheiße? Oder einfach nur Mist? Ein Freund wies mich darauf hin, dass es vielleicht völlig egal ist, was für eine Art Text wir schreiben wollen. Die Leser:innen lesen ihn sowieso als etwas ganz anderes. Postmoderne, hab' dich gerne.

Gerade sitze ich leider furchtbar unmotiviert und ideenlos in einer Bibliothek und erhoffe Inspiration, indem ich versuche, mir einen Überblick über Literatur zum Thema Wasserhäuschen zu verschaffen. Die *Kioskstudie Small talk, Klatsch und aggressive Spiele* klingt leider viel interessanter, als sie sich liest. In der Bibliothek sitzen die üblichen Studenteköpfe – und sie lesen Bücher wie „Beratung für gelingende Leadership 4.0“ – zumindest die Dame mir gegenüber. Ich durchwälze schamhaft „Die unteren Zehntausend. Der ultimative Büdchen- und Trinkhallenführer Rhein-Main“. Bemitleidenswerte – nein, verächtliche Blicke voller Klassenhass durchbohren mich wie die Leadership-Laserstrahlen einer finsternen Todesblick-Teutonin mit Superkräften.

Ich bezweifle, ob wir jemals eine Tour unternommen haben werden, geschweige denn, etwas zu Papier gebracht haben werden. Es bleibt spannend!

Euer Benny

Norden: „Ich genieße die unprätentiöse Alltäglichkeit“

Ihr Lieben,

mit etwas Abstand, aber wohl noch nicht komplett wiederhergestellt, möchte ich mich für die Einladung zu unserer unternommenen Tour bedanken. Es war mir ein Fest und ich kann trotz der noch immer spürbaren Auswirkungen nicht verleugnen, mich bereits auf die nächste Tour dieser Art zu freuen. Um das Erlebte aber noch etwas auszukosten, möchte ich nicht ausschließlich meine Vorfreude kundtun, sondern auch etwas in den vernebelten Erinnerungen des Vergangenen schwelgen – die ein oder andere Frage drängt sich mir ebenfalls auf. So springe ich nun ins kalte Wasser und versuche mich an dem einleitenden Text, dem, so hoffen wir einmal, noch einige weitere folgen werden.

Abgesehen von der an sich schon relativ grandiosen Idee, einen, sozusagen interaktiven, Wasserhäuschen-Spaziergang in meinem geliebten Frankfurter Norden zu unternehmen, muss ich sagen, dass die ausgewählten Büdchen

auch des Öfteren im Alltag von mir besucht werden und sich von Beginn an eine Art Willkommenheitsgefühl einstellte. Auf den etwas seltsamen und inhaltsleeren Begriff einer „Heimat“ und diesem diffusen Gefühl, welches diese mit sich bringen soll, möchte ich an dieser Stelle bewusst verzichten. Auch wenn einige Leser:innen sich darunter mit Gewissheit mehr vorstellen könnten als unter dem sperrigen und bis soeben nicht existenten Begriff des Willkommenheitsgefühls. Willkommen fühle ich mich in dem, was Menschen zu einer Heimat erheben, nur äußerst selten und auch ausgesprochen ungern. Das mag natürlich damit zu tun haben, dass Heimat immer ein Ausschlusskriterium für die Angehörigen der „Out-Group“, die Nicht-Dazugehörigen, bedeutet, wodurch auch nicht selten Gewalt, Verfolgung und Mord legitimiert wurden und noch bis heute werden. Außerdem finde ich den Begriff der Heimat und allen Assoziationen, die er in mir hervorruft, auch popkulturell und insbesondere stilistisch altbacken und unattraktiv. Ich denke unweigerlich an Eierlikör, aufgehängte Hirschgeweihe und Wandtattoos mit Namen diverser Kaffee-Variationen. Sollen die anderen mal mit ihrer Heimat glücklich werden, ich bin da raus. Die positivste Assoziation zu Heimat im weitesten Sinne, die ich beim Schreiben dieser Zeilen hatte, war der Gedanke an unseren verstorbenen Freund moepf und sein Lieblingszitat von Rilke, dem so eigentlich nichts mehr hinzuzufügen ist:

„Das bisschen Heimat, was ich kenne, ist in die Herzen meiner Freunde verstreut.“

Ab kommender Woche, um mich an einem halbwegs eleganten Übergang nach vorigen, bedeutungsschweren Worten zu versuchen, gibt es einen Pächterwechsel an der *Trinkhalle am Marbachweg*, der ersten Station unserer Wasserhäuschentour. Renovierung inklusive. Diesem unbekannten neuen Pächter wurde auf durchaus nonchalante Art vom

einzig anwesenden Stammgast dieses Mittags direkt eine „bessere“ Geschäftstüchtigkeit zugeschrieben, als diese der bisherige Wirt (ist Wirt:in ein zulässiger Begriff bei Wasserhäuschen? Diese Frage sollten wir uns alsbald unbedingt stellen) zustande gebracht hätte. Ich bin etwas beeindruckt, dass sich bereits zu Beginn unseres Vorhabens eine derart brisante Situation abspielt, und wünsche mir insgeheim einen handfesten Streit oder zumindest eine Antwort auf die Frage der Geschäfts(un)tüchtigkeit. Ich weiß, dass ihr beiden in unmittelbarer Nähe gewohnt habt. Auch wenn es abschließend wohl keinen Unterschied mehr macht, möchte ich dieser feisten Unterstellung und Glorifizierung eines gänzlich unbekannten Pächters-to-be den Wind aus den Segeln genommen wissen. Deshalb frage ich ganz direkt: War es kein „gutes“ Bündchen?

Es ging aber munter weiter mit dem Pächter-Bashing, keine Spur von Pietät an diesem Teil des Marbachwegs. Ein weiterer Stammgast, welcher sich im Laufe der Zeit dazugesellte, hatte wohl zu tief im Wirtschaftsteil der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung geblättert und konnte mit einem, wenn auch etwas verspäteten, Tipp zur Umsatzsteigerung aufwarten: Spielautomaten. Diese generieren allem Anschein nach schon durch bloße Anwesenheit die Pacht – jeglicher Umsatz durch Verkäufe trägt von nun an zur Gewinnmaximierung bei. Welch ein Loblied. Wenn ich mir doch nur einen Automaten für zu Hause leisten könnte. Das wäre der sprichwörtliche Jackpot. Für die Wohnung im Westend bräuchte ich womöglich noch einen zweiten, aber mein bescheidenes Gehalt, abzüglich Speis und Trank versteht sich, kann ich ja von nun an als Investitionsmasse betrachten. Danke FAZ und unbekannter Portfoliomanager.

Aber zurück zu dem, nun vermutlich ehemaligen, Trinkhallenbetreiber (Wirt:in würde hier auch gut passen – ihr merkt, meine Tendenz zeichnet sich allmählich ab). Da

muss diese arme Person ihr Geschäft schließen und Leute, die zumindest indirekt daran Schuld tragen, haben außer Hohn, Spott und „guten Ideen“ zum falschen Zeitpunkt nichts zu bieten. Das hat er nun davon, hätte er mal lieber 'nen Spielautomaten aufgestellt. Aber wen wundert schon die geringe Anteilnahme in unserer kapitalistischen Gesellschaft? Die Welt der Gäste dreht sich schließlich weiter, genau wie die Rollen der Slot-Maschinen.

Die Heilsbringer in Automatenform konnten wir anschließend an der zweiten Station, dem „Universalbüchchen“, *Kiosk am amerikanischen Konsulat*, begutachten. Mangelnde Geschäftstüchtigkeit im Hinblick auf die Produkt- und Dienstleistungsangebote kann man den Betreibenden sicherlich nicht vorwerfen. Zusätzlich zu den schon angesprochenen Spielautomaten finden sich hier neben Snacks und Drinks auch warme Mahlzeiten und Schließfächer für Besucher:innen des Konsulats. US-amerikanische Staatsbürger:innen, die es mit der NRA halten, können hier während des Konsulatsbesuchs ihre Pumpgun sicher verwahrt wissen. Auch Rucksäcke werden angenommen. Aufgrund der Lage zwischen Marbachweg und Gießener Straße, einschließlich der Kreuzung der U-Bahn-Linie 5 sowie der angrenzenden Feuer- und Rettungswache 1, ging die Gemütlichkeit an dieser Stelle jedoch etwas ab. Für den ruhigen Gegenpol sorgte lediglich das etwas zurückhaltende Publikum auf dem gegenüberliegenden Hauptfriedhof.

Unsere dritte und zugleich letzte Station am Marbachweg verschlug uns an den *Kiosk am Bunker*, Ecke Kaiser-Sigmund-Straße. Das Tor zum Diplomatenviertel, welches niemals Diplomatenviertel sein durfte. Wenn man ganz genau hinsieht, entdeckt man noch immer die Trauer an den Fassaden der Einfamilienhäuser, die fast Villen geworden wären. Allerdings gibt es nicht nur Opfer innerhalb dieser geschichtlichen Entwicklung. Profitiert von der Entscheidung gegen

Frankfurt als *entnazifizierte* Bundeshauptstadt hat sicherlich nicht nur der Hessische Rundfunk mit dem wohl schönsten Plenarsaal aller Landesrundfunkanstalten, sondern auch ein bis dato recht unbedeutendes Städtchen im südlichen Nordrhein-Westfalen: Bonn. Die älteren Semester unter den Leser:innen mögen sich erinnern. Frankfurt wäre jedoch, so meine These, die Bundeshauptstadt mit der deutlich charmanteren Trinkhallenkultur. Sowohl damals als auch heute. So sehr ich das umfassende und jederzeit abrufbare Angebot des *Spätkaufs* in der aktuellen Bundeshauptstadt auch schätze, so richtig einladend finde ich es nicht.

Aber zurück zu des Pudels Kern, dem Wasserhäuschen. Der Verfasser dieses geflügelten Ausspruchs, ein gewisser Johann Wolfgang von Goethe, seines Zeichens bekanntester Frankfurter neben Peter Klooppel, wurde von mir bewusst ins Spiel gebracht. Einerseits natürlich um Belesenheit vorzutäuschen, anderseits um auf einen nicht ganz so schönen Umstand hinzuweisen. Denn der *Trinkhalle am Bunker* erging es vor nicht allzu langer Zeit wie einem Wahrzeichen am südöstlichen Stadtrand – dem Goetheturm. Beide fielen den Flammen zum Opfer. Noch bis heute wird gemutmaßt, dass man es mit einer Serienbrandstiftung zu tun hatte. Neben diesem Wasserhäuschen brannten im Frankfurter Norden noch eine Kita sowie die *Trinkhalle am Lindenbaum*, welche hier später noch Erwähnung finden wird. Der bzw. die Täter:innen konnten bisher nicht ermittelt werden. Am Lindenbaum war ich selbst Zeuge dieses Brands und noch heute läuft es mir kalt den Rücken hinunter, wenn ich daran zurückdenke. Wer tut so etwas? Was haben Trinkhallen diesen Leuten angetan?

Nun aber genug von mir. Die Sache am Lindenbaum hinterlässt mich noch immer etwas aufgewühlt und fassungslos, weshalb dieser Brief nun enden muss und ich mich meinem wohlverdienten Kater widme. Ich würde mich sehr freuen

von euch zu hören, vielleicht könnt ihr ja ein paar Antworten auf die von mir gestellten Fragen geben. Am wichtigsten erscheint mir aber die Frage, ob wir zukünftig von Wirt:innen sprechen dürfen.

Liebe Grüße

Euer Mario





Werte Jongleure der deutschen Sprache,

wer sich nicht ausmalen kann, warum Wasserhäuschen für manche Eingeplackte eine Art heiliger Gral des hedonistischen Konsums sind, der stelle sich folgende Situation vor: Es ist 22:17 Uhr an einem lauen Samstagabend in einer bayerischen Provinzstadt – laut Marketingabteilung – auf Welt-niveau. Gerade benetzen die letzten köstlichen mehr oder weniger kühlen Tropfen des Hopfengetränks die Kehle, die schon nach mehr für den Rest des Weges lechzt. Das nächste Ziel ist noch mindestens ein weiteres Wegbier entfernt. So lenkt man die Schritte also zu der nächsten Getränkequelle, in diesem Fall einer Tankstelle, an der sich folgende Szene abspielt:

Ich: „Ein Bier, bitte.“

Tankwart: „Geht nicht, Sie sind nicht mit dem Auto da.“

Ich: „???“

Tankwart: „Nach 22:00 Uhr dürfen im Stadtgebiet dieser unterfränkischen Provinzstadt nur noch maximal zwei Liter alkoholische Getränke an Kunden ausgegeben werden, die mit dem Auto an- und abreisen.“

Bis heute gilt dem Heilsbringer mit Autoschlüssel in der Hand meine ewige Dankbarkeit, da er Erbarmen mit mir und meinen Kumpanen hatte und uns drei Bier besorgte – drei Flaschen mit jeweils 0,5 Liter befanden sich innerhalb der Toleranzgrenze.

Jetzt will ich die Wasserhäuschen und Trinkhallen, die sich wie ein Getränkenetz über die ganze Stadt spannen, nicht nur auf die Verfügbarkeit von Alkoholika beschränken. Sie sind genauso ein Sozial- und Versorgungsnetz. Sie ver-

sorgen uns, wie Wikipedia es beschreibt, mit Dingen „des sofortigen Bedarfs“.

Gleich der erste Anlaufpunkt unserer Tour war für mich daher mit Wehmut verbunden, da der Nahversorger meines Vertrauens, in dessen Einzugsgebiet ich lange wohnte, bald nicht mehr die Nachbarschaft verpflegen würde. Er versorgte mich mit Lesestoff, Wegbieren, ohne dass ich einen Pkw vorlegen musste, Milch, die man beim Einkauf vergessen hatte, die beim elterlichen Sonntagsbesuch jedoch essenziell ist, um die Kontrolle über das eigene Leben vorzugaukeln. (Ein klares Indiz, die Kontrolle verloren zu haben, wäre indessen das Vorrätighalten von fertigen Tortenböden, Dosenobst – zur passenden Jahreszeit frische Erdbeeren – und Instantglibber.)

Zumindest einen Trost gab es jedoch: Ein:e neue:r Betreiber:in würde kommen und es würde kein Knotenpunkt des Netzes verloren gehen.

Weiter ging es zu dem Entrepreneur an der Gießener Straße, dessen Geschäftssinn mir gleichermaßen wie meinem Vorredner gleich ins Auge fiel. Einen kleinen Schluckauf hatte der Geschäftssinn nur beim Festsetzen der Öffnungszeiten. Zumindest erschließt sich nicht auf den ersten Blick, warum Samstag Ruhetag ist. Andererseits ist das verwöhntes Gejammer einer Person mit dem klassischen 9-to-5-Job über einen Kiosk, der so gut wie alles bietet, was sein Geschäftsgebiet von ihm verlangt. Aber eben nur fast alles, denn das zweite Getränk war konsumiert und langsam war ein gewisses Maß voll, das es zu leeren galt.

Also weiter zur nächsten Station, dem Einkaufs-Kiosk in der Kaiser-Sigmund-Straße, der neben auf dem Schild angepriesenen Getränken, Zeitschriften und Tabakwaren vor allem eins im Angebot hat: eine für Kundschaft zugängliche Toi-

lette. Gerade bei der Planung unserer Touren ist der Aspekt Toilettendichte doch immer wieder ein wichtiger Faktor. Während wir es uns auf dem Bänkchen neben dem Wasserhäuschen bequem machten, gesellte sich die Wirtin zu uns. In dem Gespräch stellte sich heraus, dass die Versicherung für die komplette Renovierung nach dem Brand keinen Cent zahlen wird, da die unbekannten Schadensverursacher:innen haftbar gemacht werden müssen. Egal wie liquide diese sind, solange sie unbekannt sind, fließt hier kein Cent an die Geschädigten. Das eigene Eingeplacktsein hier mal beiseite: Wir sind Frankfurter:innen und ihr seid Arschlöcher!

Falls sich Personen hier angesprochen und beleidigt fühlen, steht es ihnen frei, Letzteres unter Verweis auf § 185 StGB zur Anzeige zu bringen. Bitte bedenken, dass es essenziell ist, darzulegen, warum gerade man selbst hier angesprochen sein soll. Für Rückfragen am besten die vollständigen Personalien angeben. Einen Zivilprozess gibt es gratis dazu.

Weiter ging es durchs städtische Grün zum *Kiosk in der Reinhardstraße*. Erstaunt hat mich hier vor allem der Drive-through-Charakter, der nach kurzem Aufenthalt in der dazugehörigen Sitzecke aufkam. Alle paar Minuten hielt ein Auto, um sich mit diversen Dosenleckereien, von denen es hier die beeindruckendste Auswahl der Tour gab, diversen Backwaren, Getränken oder, um noch mal auf Wikipedia zurückzukommen, Dingen des sofortigen Bedarfs einzudecken. Wir waren auch das einzige Mal an diesem Tag die alleinigen Dauergäste vor Ort. Wobei in der Vergangenheit in der Reinhardstraße auch schon andere Erfahrungen in illustrierter Runde gemacht wurden. Es lässt sich hier durchaus auch länger gemütlich verweilen.

Der nächste *Kiosk am Lindenbaum* war, wie Mario nicht nur erwähnte, sondern auch mit eigenen Augen bezeugen

konnte, ein weiteres Opfer von Flammen. Ich erinnere mich hier an ein Gespräch mit dem Wirt, der sich tagsüber die Hacken bei der Lohnarbeit abläuft, um sie sich später in der Trinkhalle platt zu stehen. Beeindruckend war hier nicht nur die Renovierung, auf deren Kosten er wahrscheinlich bis heute noch sitzt, sondern auch das Soundsystem. Wir wurden von Weitem schon mit den lockenden Lauten der 90er-Jahre begrüßt, die durch ein an der Scheibe befestigtes Smartphone, das durch Boxen verstärkt wurde, wiedergegeben wurden. Auch hier ist die saubere Toilette aus meiner Sicht ein erwähnenswerter Punkt, gerade deshalb, weil ein sauberes Klo ca. eine Stunde später, an einem windigen Eck, nur noch eine nostalgische Erinnerung war ...

... ein kurzer Fußweg, ein Apfelwein und ein Apfelkorn später ...

... tief durchatmen – was in ein paar Schritten im Dixi nicht mehr zu empfehlen ist –, Mut durch Apfelkorn angetrunken – was durch mehr Flüssigkeit im Körper die Situation nicht besser macht –. Ich überwinde die wenigen Schritte bis zum Dixi, öffne die Tür und trete über die Schwelle.

Der beste Stoff für Mythen und Legenden sind Lücken in Erzählungen. Dabei belasse ich es und versuche auch nicht das ohnmächtige Gefühl zu beschreiben, ein vollkommen sinnloses Opfer erbracht zu haben, das mich im Anschluss befallen sollte:

Ich trete hinaus aus dem Dixi, zurück ins Licht und an die Luft, blicke in das entsetzte Gesicht eines Stammgastes: „Oh Gott Mädle, du musst doch nicht daaaa rein, wir ham ein schönes Frauenklo, frag am Tresen nach dem Schlüssel.“

So schlimm das Dixi war, so gut war die Stimmung. Es dauerte nicht lange, bis wir am Tresen des *Kiosk am windigen*

Eck ins Gespräch kamen. Vielleicht hatte es mit dem fortgeschrittenen Abend zu tun, oder mit der Heddernheimer Herzlichkeit, Fakt ist, wir hatten Spaß!

Wie du vielleicht gemerkt hast, lieber Mario, bin ich deiner aufgeworfenen Frage etwas ausgewichen. Was ist denn nun die richtige Bezeichnung für die Menschen, die tagaus, tagein Frankfurt mit ihrer Tätigkeit beglücken, und das zu – vom angeblichen spielautomatengemachten Geldsegen einmal abgesehen – prekären finanziellen Bedingungen?

Wirt, Betreiberin, Nahversorger, Entrepreneur, Heldin, Dienstleister. Hüter des Frauenklo-Schlüssels. Das Feld ist weit, ein Arbeitstitel muss her, und zwar einer, mit dem du dich auch anfreunden kannst. So folge ich deinem Vorschlag: Wirt:in soll es sein! Außer natürlich, der Herr mit der Richtlinienkompetenz hat Einwände. Dann sag es jetzt Genosse Böhm, oder schweige für immer, oder zumindest bis zum Ende unseres Wortwechsels.

Gehabt Euch wohl

Jule